

## Der Meister unter den Meistern.

(Hierzu ein Tonbild.)

### 1. Jugend und Lehrjahre.

In der Bonngasse der alten kurfürstlichen Residenz Bonn am Rhein lebte in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ein munteres Musikantenvölkchen — die Kammermusici und Sänger des geistlichen Kurfürsten Max Friedrich, in dessen Tasche jährlich von Köln und Münster über zwei Millionen Gulden flossen.

Hier, im Hause Nr. 382, wohnte der alte Kapellmeister und Opernbassst Ludwig van Beethoven mit seinem Sohne Johann, der in Tenorpartien austrat. Der Vater, der in seiner kurfürstlichen Hofmusikanten-Uniform (rother Rock mit goldner Bordüre, Jabot, Perrücke, Hut unterm Arm und hoher Stock mit Goldknopf in der Rechten) gar stattlich einherschritt, war vor vielen Jahren als vierzehnjähriger Musikantenjunge aus Antwerpen fortgelaufen und nach vielem Umherirren Anno 1730 nach Bonn gekommen. Dort wurde er wegen seiner prächtigen Bassstimme bei Hofe in Gnaden aufgenommen und blieb deshalb am Rhein.

Als der Tenorist Johann van Beethoven am 12. November 1767 sich vermählte, bezog er in der Bonngasse Nr. 515 im Hinterhause eine eigene bescheidene Wohnung, denn er mußte sich mit seinem Obergerhalt von zweihundert Thalern sehr einrichten, zumal er selbst ein etwas starkes Taschengeld für seine Tenoristenfehle brauchte.

In der genannten bescheidenen Wohnung wurde dem kurfürstlichen Hofoperntenoristen Johann van Beethoven am 16. Dezember 1770 ein Knäblein geboren, welches dem Großvater zu Ehren den Namen Ludwig erhielt. Großvater und Enkel liebten sich auf das Herzlichste, bis im Jahre 1774 die rothrückigen Hofmusikanten ihren alten Kapellmeister in Molltönen hinausbliesen auf den stillen Friedhof am Rheine. Da weinte der kleine Ludwig seine ersten selbstbewußten Thränen. Als er nach vielen Jahren in Wien ein berühmter Mann geworden war, ließ er sich aus Bonn das Porträt seines lieben Großvaters im rothen Rock kommen und bis zu seinem Tode blieb ihm diese Erinnerung an seine ersten Kinderjahre.

Nach dem Tode des Großvaters kehrte im Hause Johann's die bitterste Noth ein. Die Mutter liebte Ludwig schwärmerisch, den Vater fürchtete er. Nur wenn dieser zu Hause am Klavier saß, wagte der Knabe sich zu ihm

heran und lauschte mit leuchtenden Augen auf die märchenhaften Töne. Und dann suchten die kleinen Finger wol auf dem Klavier nachzuspielen, was Ohr und Herz erlauscht hatten. Da kam eines Tages der Vater auf den Gedanken: „Halt! wenn dir am Ende der Himmel ein goldenes musikalisches Wunderkind beschert hätte, wie dem Herrn Mozart in seinem Wolfgang? Ei, da wollte ich mit Ludwig auch auf Reisen gehen und Geldernten machen!“

Darauf begann der Unterricht des Kindes von Seiten des Vaters. Fast keine Stunde verging ohne Schläge — das Wunderkind wollte nicht schnell genug fertig werden.

Nach und nach ging es vorwärts. Der Direktor Pfeiffer setzte den Unterricht fort und bald erregte das talentvolle Kind Aufsehen, so daß es der Kurfürst in seinen besonderen Schutz nahm. Der Hoforganist Neefe leitete den Knaben zum Komponiren an, über den wir aus dieser Zeit die erste Nachricht haben. Kramers „Magazin der Musik“ berichtet unter dem 30. März 1783 aus Bonn: „Louis van Beethoven, ein Knabe von elf Jahren und von vielversprechendem Talent. Er spielt sehr fertig und mit Kraft das Klavier, liest sehr gut vom Blatt und um Alles in Einem zu sagen: er spielt größtentheils das wohltemperirte Klavier von Seb. Bach, welches ihm Herr Neefe unter die Hände gegeben. . . . Dieses junge Genie verdient Unterstützung, daß es reifen könnte. Er würde gewiß ein zweiter Wolfgang Amadeus Mozart werden, wenn er so fortschritte, wie er angefangen.“

Schon im Herbst desselben Jahres begegnen wir dem kleinen Virtuosen auch als Komponisten. Bei dem hochfürstlich brandenburgischen Rath Boppler in Speier erschien im Stich: „Louis van Beethoven, Drei KlavierSonaten, eine vortreffliche Komposition eines jungen Genies von elf Jahren, dem Kurfürsten von Köln zugeignet. 1 Gld. 30 Kr.“

Bedeutung trat der Winter 1786 — 1787 in das Leben des jungen Künstlers; er führte ihn auf kurze Zeit nach Wien, dem Schauplatz seiner Thaten, und zu Mozart, dessen Kompositionen ihn damals schon entzückt hatten. Der Jüngling spielte dem Meister auf dessen Begehr Etwas vor, was dieser für ein ausgeleertes Paradesstück hielt und ziemlich kühl belobte. Beethoven, der das merkte, bat ihn darauf um ein Thema zu freier Phantasie, und wie er stets vortrefflich zu spielen pflegte, wenn er gereizt war, angefeuert durch die Gegenwart des hochverehrten Meisters, erging er sich nun in einer Weise auf dem Klavier, daß Mozart, dessen Aufmerksamkeit und Spannung immer mehr wuchs, endlich sagte zu den im Nebenzimmer weilenden Freunden ging und lebhaft sagte: „Auf den geht Acht, der wird einmal in der Welt von sich reden machen.“

Mozart sollte es nicht erleben, aber sein Wahrspruch erfüllte sich noch in demselben Jahrzehnt.

Beethoven war berufen, in dem Reiche der Instrumentalwelt als deren schrankenlos waltender Herrscher zu wirken; er liebte es, selbständig seinen Weg zu wandeln. Als sein Schüler Ferdinand Ries ihm gelegentlich einmal eine Quintenfolge in einem der ersten Quatnors zeigte, fragte er, was das schade? Da meinte Ries: es sei aber doch falsch.

„Wer sagt das?“

„Alle Theoretiker, Fuchs, Albrechtsberger u. s. w.“

„Nun, so sage ich,“ fiel Beethoven ein, „daß es recht ist.“

Und wenn ihm noch in spätern Jahren gewöhnliche Kritiker sogenannte grammatische Verstöße zum Vorwurf machten, rieb er sich seelenvergnügt die Hände und rief hell auflachend:

„Ja, ja, da staunen sie und stecken die Köpfe zusammen, weil sie es noch in keinem Generalfaßbuche gefunden.“

## 2. Dafsheim und in die Welt.

Beethoven pflegte sowohl im Sommer als auch im Winter mit Tagesanbruch aufzustehen und sogleich an den Schreibtisch zu gehen. Von da arbeitete er bis zwei oder drei Uhr, der Zeit seines Mittagstisches, nur daß er dazwischen frühstückte, auch ein- oder zweimal auf eine halbe oder ganze Stunde ins Freie lief, um innerlich weiter zu arbeiten. Diese plötzlichen Ausflüge wurden weder durch Kälte noch durch Wärme, weder durch Regen noch durch Sonnenschein gehindert; daher kam er jeden Herbst sonnenverbrannt wie ein Winzer vom Lande zur Stadt zurück. Gleich nach Tische machte er, wenn er sich in Wien aufhielt, seine gewöhnliche Promenade ein paarmal rund um die Stadt herum, gleichviel, ob Regen oder Schnee, Kälte oder Hitze sich entgegenstellten. Nachmittags pflegte er nicht zu arbeiten, Abends nur selten. Nicht einmal mit Korrekturen wollte er dann noch belästigt sein, wie er denn überhaupt das Korrekturlesen als die peinlichste Arbeit bezeichnete. Lieber schrieb er Noten ab. Am meisten liebte er, zur Zeit der Abenddämmerung am Flügel zu phantastiren, oder auch Violine oder Bratsche zu spielen; beide Instrumente mußten deshalb immer auf dem Flügel bereit liegen. Spätestens um zehn Uhr begab er sich zur Ruhe.

Die Sommer brachte er auf dem Lande zu. Da schwärmte er tagelang umher, auch Nachts bei Mondenschein, und liebte die Wälder und rauesten Gegenden vor allen anderen. Einer seiner Lieblingsaufenthalte war die Briel, eine Gegend von erhabenem Charakter. Bei diesem Umherschweifen kamen ihm dann die Gedanken zu seinen Schöpfungen, oder sie wurden von ihm



weiter ausgebildet. Deshalb trug er immer Notizbücher bei sich, in denen er, was ihm in den Sinn kam, aufzeichnete. Bei diesem Umherschweifen ver-  
gaß er, besonders in den spätern Jahren, als er mehr in sich gekehrt als in  
der Außenwelt lebte, zum großen Verdruß seiner Haushälterin nur zu oft,  
zur Mahlzeit heimzukehren, speiste dann, wenn er endlich inne ward, daß  
die Zeit vorüber sei, im ersten besten Gasthause, und hatte wol gar vergessen,  
daß daheim geladene Freunde seiner und des Mahles warteten. Oft wenn  
er sich, um zu notiren, auf den Rasen niedergelassen, sprang er auf und  
eilte weiter, ohne gewahr zu werden, daß er seinen Hut hatte liegen lassen.  
Denn er lebte nur seinen Werken.

Bei einem Spaziergange, auf welchem er sich mit seinem Schüler Ries  
so verirrete, daß Beide erst um acht Uhr nach Döbling zurückkamen, hatte  
Beethoven den ganzen Weg über für sich gebrummt oder theilweise gehault,  
immer hinauf und herunter, ohne bestimmte Noten zu singen. Als Ries  
fragte, was es sei, antwortete er: „Da ist mir ein Thema zum letzten Allegro  
der Sonate eingefallen.“ Als sie ins Zimmer traten, ließ Beethoven, ohne  
den Hut abzunehmen, ans Klavier. Nun spielte er wenigstens eine Stunde  
lang über das neue, so schön dastehende Finale. Es war der Schluß zu  
der Sonate Op. 57.

Baden und Waschen im kalten Wasser gehörte zu den nächsten Bedürf-  
nissen Beethovens. Ging er während der Arbeit nicht aus, um sich wieder  
zu sammeln, so stellte er sich an das Waschbecken, goß einen Krug Wasser  
nach dem andern auf die Hände, brunnnte oder heulte abwechselnd dabei  
(denn singen konnte er nicht) ohne zu merken, daß er bereits wie eine Ente  
im Wasser stehe, durchschritt dann wieder mit furchtbar rollenden Augen  
oder ganz stierem Blick und doch scheinbar gedankenlos Gesicht einige  
Male das Zimmer, trat dann und wann an den Schreibtisch, um Notirun-  
gen vorzunehmen, und trieb dann das Waschen wieder weiter.

Auch als Getränk war ihm frisches, klares Brunnenwasser unentbehr-  
lich. Nächstdem gehörte der Kaffee für das Frühstück zu seinen dringendsten  
Bedürfnissen. Er bereitete ihn häufig selber und verfuhr dabei mit wunder-  
licher Gemessenheit. Das übliche blecherne Maß schien ihm zu ungenau; er  
zählte für jede Tasse, besonders wenn er Gäste hatte, 60 Bohnen selbst ab,  
und zwar mit einer Genauigkeit, wie bei keinem andern Geschäfte. Bei Tische  
war er weniger wählerisch, am Abendtisch leicht zufriedengestellt; ein Teller  
Suppe, ein Keßl vom Mittag genügte. Auch ein gutes Glas Bier und die  
Tabakspfeife wurden nicht verschmäht; dabei durften aber die politischen  
Zeitungen, insbesondere die Augsburger Allgemeine, nicht fehlen.

Bei Fürst Lichnowsky war es einmal, wo er eine schwere Bad'sche

Komposition, die ein ungarischer Graf ihm in der Handschrift vorlegte, meisterhaft vom Blatt spielte. Hier spielte er ebenfalls ein ihm unbekanntes Quartett von einem gewissen Förster aus der Handschrift vom Blatt. Im zweiten Theile des ersten Satzes kommt das Violoncell heraus und schweigt; da erhebt sich Beethoven und singt, indem er zugleich seine Partie fortführt, die fehlende Stimme hinein. Man kannte und bewunderte längst seine Virtuosität im Ueberwinden der größten Schwierigkeiten; diese Ergänzung einer ausbleibenden Stimme in einem unbekanntem Werke regte Alle zu lauter Bewunderung an. Beethoven lächelte und sagte einfach: „So mußte die Bassstimme sein, sonst hätte der Autor keine Komposition verstanden.“ Auf eine andere Bemerkung: er habe ja das nie gesehene Presto so schnell gespielt, daß es schlechterdings unmöglich gewesen, die einzelnen Noten zu sehen, erwiderte er: „Das ist auch gar nicht nöthig; wenn Du schnell liest, so mögen eine Menge Druckfehler vorkommen, Du achtest nicht auf sie, sobald Dir nur die Sprache bekannt ist.“

Auch im äußerlichen Benehmen machte sich der Ernst, mit dem Beethoven an das Phantasiren ging, geltend. Er liebte es, in dem Zimmer, in welchem er sich an den Flügel setzte, allein zu sein, während die Zuhörer in einem andern weilten. Bei dieser Gelegenheit ereignete es sich, daß einer der Zuhörenden sich in das Musikzimmer schlich und unwillkürlich angezogen immer näher trat. Beethoven wurde unruhig; plötzlich brach er ab, stand auf, nahm den Hut und eilte davon, ohne sich durch Bitten beruhigen zu lassen.

Schärfer war Beethoven's Zusammenreffen mit Steibelt aus Berlin. Dieser hatte sich in Paris bereits einen großen Namen gemacht, an den er selber glaubte. Er traf um 1799 oder 1800 in Wien ein, ohne es der Mühe werth zu achten, Beethoven seinen Besuch abzustatten. Sie trafen bei Graf Fries zusammen. Beethoven trug sein neues Trio, Op. 11, zum ersten Male vor. Steibelt hörte es mit Herablassung an, machte Beethoven einige Komplimente und hält sich seines Sieges gewiß. Er spielt ein Quintett von eigener Komposition, phantastirt und macht besonders mit seinem damals neuen Tremolo Effect; Beethoven ist nicht mehr zum Spiele zu bringen. Acht Tage darauf ist wieder Assemblée beim Grafen Fries und sind beide Nebenbuhler wieder geladen. Steibelt tritt abermals mit einem Quintett auf und erntet großen Beifall; dann ergeht er sich in einer brillanten Improvisation, der man leider anfühlen konnte, daß sie einstudirt war; in der er, unhöflich genug, das Thema zum Grunde legte, das Beethoven im Finale seines Trio variirt hatte. Dies empörte Beethovens Verehrer und ihn selbst; er mußte nun ans Klavier, um zu phantastiren, ging auf seine gewöhnliche Art an das Instrument, wie halb hingestossen, nahm im Vorbeigehen die



Violoncellstimme des Steibelt'schen Quintetts mit, legt sie verkehrt aufs Pult und trommelt mit einem Finger von den ersten Takten ein Thema heraus. Nun einmal gereizt, phantastirt er so, daß Steibelt den Saal verläßt, ehe Beethoven aufhört, und nie wieder mit ihm zusammentreffen mag. —

Im Juni 1801 ist es. Wir belauschen eine Klavierstunde in Wien. Wir schauen in ein hohes, stattliches Rococo-Zimmer. Am Flügel sitzt ein junges Mädchen, geboren in dem schönen Lande jenseit der Alpen, in dem Wundergarten Europa's. Die Eltern sind aus jenem Sonnenlande nach dem lustigen Wien übergesiedelt.

Welch einen Kontrast zu dieser jungen Italienerin bietet die äußere Erscheinung des Lehrers hinter dem Stuhle der Schülerin! Es ist eine stämmige, gedrungene Figur von starkem Knochenbau, das unschöne, rothe und von Pockennarben zerriffene Gesicht von dichtem schwarzen Haar wüßt umwallt. Nur das geistvolle Auge, von innerem Feuer durchleuchtet, versöhnt mit dem unschönen Musiklehrer von 30 Jahren.

Sein Name steht neben dem seiner Schülerin an der Spitze der geschriebenen Sonate, die, auf dem Flügel aufgeschlagen, soeben von dieser gespielt wird. Der Lehrer hat seiner Schülerin diese Sonate gewidmet. Die Widmung lautet in der weichen Muttersprache des Mädchens: „Alla Dami-gella Contessa Giulietta Guicciardi per Luigi van Beethoven.“

Wundersüße, liebliche Töne entquellen dem Flügel . . . „Es ist, als ob Mondenschein auf einer wunder schönen, reichblühenden Gegend ruhte und als ob aus jeder dieser Blüten ein liebendes Menschenherz duftet!“ sagt die Schülerin zu dem Lehrer.

„Hat doch mein Herz diese Töne geboren für Dich, für alle guten fühlenden Menschen“ — entgegnete der Lehrer. —

Es war die letzte Klavierstunde, welche Ludwig van Beethoven der Gemtessie Giulietta Guicciardi gegeben hat — die Sonate wurde von den gemüthlichen Oesterreichern mit dem Namen „Mondscheinsonate“ bezeichnet, unter welchem Titel sie späterhin in der Musikwelt allgemein bekannt geworden ist.

Mozart, Händel und Bach waren Beethoven's Lieblinge; wenn Etwas auf seinem Pulte lag, waren es sicher Kompositionen von einem dieser Meister. Ein Ausspruch über Händel lautet: „Händel ist der unerreichte Meister aller Meister. Gehet hin und lernt, mit wenig Mitteln so große Wirkungen hervorzubringen.“ Und an den Musikalienhändler Hofmeister in Leipzig schrieb er unterm 15. Januar 1801: „Daß Sie Sebastian Bach's Werke herausgeben wollen, ist Etwas, das meinem Herzen, das ganz für die hohe, große Kunst dieses Urvaters der Harmonie schlägt, recht wohl thut.“

Zu einem Engländer, einem Musikfreund, sprach er die Worte: „Sandel ist der größte Komponist, der je gelebt hat. Ich würde mein Haupt entblößen und auf seinem Grabe knien.“

Beethoven fühlte sich vornehm durch jene Kraft, die die Natur in ihn gelegt und die er mit seines ganzen Lebens Arbeit und Treue ausgebildet hatte für den ihm vor Andern verliehenen Beruf. Rang und Reichthum blieben ihm von Jugend an ganz gleichgiltige Dinge, Zufälligkeiten, für die er keine besondere Achtung hatte, daher er in dem Menschen nur den Menschen erkennen und ehren wollte. Dieser Sinn der Unabhängigkeit reichte bei Beethoven weit über die kleinen persönlichen Verhältnisse hinaus; im untrennbaren Verein mit brüderlicher Liebe für alle Menschen, die in seiner Auffassung alle gleich, alle Brüder waren, sollte sie Grundzug seines Lebens werden und in seinen Schöpfungen bedeutsam mitwirken. Im Jahre 1770 geboren, an der Grenze Frankreichs, fand ihn die französische Revolution in dem rechten Alter, sich für sie, für die Idee von Freiheit und Freistaat zu entzusehnen. Schon der Zeitströmung nach war er Republikaner. Dazu kam sein aus freiem Antriebe unternommenes Studium der Alten, von denen ihm Plutarch besonders nahe gestanden zu haben scheint. Plato's „Republik“ war in sein Fleisch und Blut übergegangen; nach ihrer Idee musste er alle Verfassungen der Welt; so wollte er Alles eingerichtet wissen.

Widerwärtig berührte Beethoven der Adelsstolz einer alten Gräfin, die, als Prinz Louis Ferdinand nach Wien kam, demselben zu Ehren eine Assemblée gab, dabei musizieren ließ und auch Beethoven dazu einlud. Nach der Musik kam das Essen, zu welchem für den Prinzen und Einige vom hohen Adel eine besondere Tafel gedeckt wurde. Dies gewahr werden, auffahren, während Alles sich zurechtfest, den Hut nehmen und fortgehen: das folgte bei Beethoven wie Blitz und Donner. Der Prinz, der des Künstlers Bedeutung vollkommen erkannt hatte, fühlte mit ihm. Er versand, ihm Gemüthung für die Kränkung zu geben, deren unschuldiger Anlaß er gewesen, veranstaltete ein paar Tage später ein feierliches Diner, wozu er einen Theil der Abendgesellschaft und jene Gräfin einlud und wies an der Tafel Beethoven auf der einen, der alten Dame auf der andern Seite den Platz neben sich an.

Nichts war Beethoven unleidlicher, als sich der Etikette der Großen zu fügen; das brachte er nimmer zu Stande und wollte es auch nicht. Der Erzherzog Rudolf, nachheriger Erzbischof von Olmütz, war sein Schüler, den er nicht nur im Klavier, sondern auch in der Komposition unterwies. Vergewens bemühten sich Höflinge, besonders der Hofmarschall, ihn in das rechte Geleis der unverletzbaren Etikette zu bringen. Ihrer feinen Winke überdrüssig,

drängt er sich endlich höchst entrüstet zum Erzherzog durch und erklärt ihm: für ihn hege er allen möglichen Respekt, aber strenge Beobachtung dieser Vorschriften und Weisungen, die man ihm täglich geben wolle, das sei ein für allemal nicht seine Sache. Der Erzherzog lächelte gutmüthig und befahl, den Lehrer künftig seinen Weg lieber ungestört gehen zu lassen; er sei einmal nicht zu ändern.

Beethoven hatte zwei Brüder. Der ältere, Karl, war unserm Ludwig bald nach Wien gefolgt, ertheilte dort erst Klavierunterricht und fand dann durch Ludwig's Verwendung eine Stellung als Kassirer bei der Oesterreichischen Nationalbank; der jüngste, Johann, wollte Apotheker werden, hatte schon in Bonn seine Lehrzeit bestanden oder angetreten, war später nach Wien gekommen und brachte es zum Gutsbesitzer. Hierauf war er so stolz, daß er an einem Neujahrstage dem Bruder Ludwig seine Karte mit der Aufschrift „Johann van Beethoven, Gutsbesitzer“ überschickte. Ludwig empfing die Karte, während er in Gesellschaft Schindler's zu Mittag speiste. Er wandte die Karte um, schrieb darauf: „Ludwig van Beethoven, Hirnbesitzer“ und sandte sie seinem Bruder zu.

Beethoven hatte einmal einen Prozeß zu führen; derselbe wurde vor dem Adelsgerichtshof „Das niederösterreichische Landrecht“ anhängig. Der Gerichtshof hielt Beethoven wegen seiner Vorsilbe „van“ für adlig, ohne den Ausweis des Adels zu fordern. Im Laufe der Verhandlungen kam dem Gerichtshofe zur Kenntniß, daß das Vorwort „van“ in Holland kein Zeichen des Adels ist, deshalb wurde Beethoven aufgefordert, seinen Adel nachzuweisen. Beethoven fand sich tief gekränkt, gleichsam auf einer Adelsanmaßung betroffen. Er erklärte, auf Brust und Kopf deutend, mit hohem Nachdruck: hier und hier sei sein Adel! Das konnte natürlich der Gerichtshof nicht gelten lassen und der Prozeß ging an den Stadtmagistrat als das bürgerliche Forum über.

### 3. Die Helden-symphonie.

Ungefähr anderthalb Stunde von Wien liegt das Dörfchen Heiligenstadt. Den Ort umgeben Gärten und saftiggrüne Wiesen, durch welche sich nach Rusdorf zu ein kleiner Bach schlängelt, den eine schattenreiche Allee begleitet. Eine Gruppe von herrlichen Rußbäumen ladet zur Ruhe ein. Noch jetzt geht man diesen Weg, der Heiligenstadt mit Rusdorf und Grinzing verbindet. Das Landvolk nennt den Baumweg am Bache den Beethovengang.

Hier, in dieser idyllischen Gegend, wanderte in dem ersten Viertel unsers Jahrhunderts oftmals ein Mann, der nicht nur durch seine Gestalt, sondern auch durch seinen Anzug und seine Manieren als ein wesentlich



Andrer erschien als die, welche sonst die Straße dahingingen. Gewöhnlich haarhaupt, das dicke Haar im Winde flatternd, die Arme auf dem Rücken gekreuzt, mit vorgebogenem Oberkörper, den ein weiter Ueberrock umgab — so schritt er schnell dahin, nicht achtend auf die Vorübergehenden, die ihn ehrfurchtsvoll grüßten.

Auch heute wandert er durch die Rußbaumallee. Plötzlich steht er still und sinnt. Das lebhafteste, feurige schwarze Auge scheint nach innen zu schauen, um dort einen neuen Gedanken zu finden, den die geistigen Mächte geboren — da fährt plötzlich wie ein Blitz ein Strahl der Verklärung über das ganze Gesicht, das Haupt hebt sich in Schaffenslust und mit fieberischer Hast bringen die Finger einige Zeichen auf ein Blatt Papier, während dem Munde brummende Töne entschlüpfen.

Da nahen zwei alte Bekannte und bald sind alle Drei in lebhaftem Gespräch. Natürlich ist es wieder einmal die Politik, welche der Unterhaltung als Thema dient. „Napoleon ist Republikaner, wie ich es bin,“ bemerkt Beethoven feurig zu dem Fürsten Lichnowsky. „Er ist kein Soldatenheld im gewöhnlichen Sinne des Wortes, sondern wie einer der altgriechischen Helden, welche aus Plutarch beschreibt. Wenn irgend ein Sterblicher fähig ist, die Republik Platon's zum Glücke der Völker ins Leben zu führen, so ist es Napoleon. Seine gewaltige und reine Hand ist berufen, das Alte zu stürzen!“

„Ich glaube, Sie irren sich ein wenig, lieber Beethoven,“ erwiderte der Fürst behutsam, denn er kannte die Löwenatur des Komponisten, die, wenn einmal gereizt, fürchterlich auszubrechen pflegte. „Für mich liegen gewisse Thatfachen vor, welche mir Napoleon in einem weniger günstigen Lichte erscheinen lassen.“

„Und diese wären?“ —

„Napoleon ist herrschsüchtig, er liebt die Gewaltthätigkeit, und darin ist die Ungerechtigkeit bereits eingeschlossen.“

„Ich glaube an ihn,“ fuhr Beethoven begeistert fort. „Nicht umsonst jauchzen alle freisheitsliebenden Elemente Frankreichs, ja der ganzen Welt ihm zu. Er ist ein flammender Stern, der über den Erdkreis dahinfliegen und in die finsternen Ecken sein Licht verbreiten wird.“

„Und ich“, warf van Swieten, ein anderer Gönner Beethovens, ein, „bin bereits jetzt davon überzeugt, daß Napoleon über kurz oder lang die Welt mit fürchterlichen Proben seiner Freiheitsheuchelei überraschen wird. Wenn er wirklich die Freiheit bringt, so geschieht es nur unwillkürlich, um sie willkürlich sogleich wieder zu verkümmern und durch eine weit ärgere Knechtschaft zu ersetzen.“

„Der Erfolg wird es lehren, wer Recht hat,“ schloß Beethoven die

Streitfrage; „ich für meinen Theil halte fest an diesem Messias eines neuen politischen Evangeliums; ja ich bin entschlossen, ihm meine dritte Symphonie, die seines antiken Heldenthums würdig sein soll, zu widmen. Er wird mein Werk verstehen; seine Anerkennung wird mir alle die tausendfachen Kränkungen weht machen, welche die Kurzsichtigkeit des kleinen Geschlechts unsrer Zeit schon oft den Schöpfungen meines Herzblutes entgegengebracht hat.“

„Ich wünsche es von Herzen!“ sagte van Swieten.

„Wir Alle, die Sie lieben, wünschen es,“ fügte Lichnowsky hinzu, „auch wenn wir nicht einerlei Ansicht sein können.“

Beethoven ließ sich in seinem festen Glauben an Napoleon's Beruf, aller civilisirten Völker Befreier zu werden, durch keinerlei Bedenken irre machen; er komponirte rüstig weiter an dem Riesenwerke, welches er im Jahre 1802 begonnen und zwei Jahre später, nach großen Anstrengungen, der Vollendung nahe gebracht hatte. Beethoven, der nie einem Sterblichen schmeichelte, sondern dem Grundsätze nachlebte: „Meine höchste Herrschaft find Gott und die Kunst,“ betrachtete auch die Widmung seiner Sinfonia eroica nicht etwa als eine Unterwürfigkeitsbezeugung, nicht als ein Mittel zum Gewinn, sondern als die Huldigung eines gleichstehenden Geistes: er im Gebiete der Kunst, Napoleon im Gebiete des Staates. —

Es war im Jahre 1804, am 20. Mai, als Beethoven am frühen Morgen an seinem Schreibtische saß, um die letzte Hand an seine Symphonie zu legen. Der Duft blühender Bäume strömte durch sein geöffnetes Fenster, zahlreiche Vögel erfüllten die Luft mit ihrem Gezwitscher, ohne daß Beethoven Etwas davon vernahm. In Gedanken versunken betrachtete er die zwei Aufschriften, die von einem Iristempel abgeschrieben waren und die er seit Jahren auf seinem Schreibtische vor sich stehen hatte.

1. Ich bin, was da ist. Ich bin Alles, was ist, was war und was sein wird; kein sterblicher Mensch hat meinen Schleier aufgehoben.
2. Er ist einzig von ihm selbst, und diesem Einzigem sind alle Dinge ihr Dasein schuldig.

So lauteten die beiden Aufschriften, die ihm als Inbegriff der höchsten und reinsten Religion galten.

Blötzlich erwachte er aus seinen Träumen. Er überslog seine Arbeit; dann schrieb er mit großen, kräftigen Zügen das Widmungsblatt an Napoleon.

Er hatte seinen eigenen Namen kaum ausgeschrieben, da trat Ferdinand Ries mit einem Zeitungsblatte in der Hand ein. Er sah erregt aus.

„Nun, was bringen Sie Neues?“ rief ihm der Meister zu.

„Eine wichtige Nachricht, die Sie gewiß lebhaft interessiren wird,“ antwortete Ries.



„Und das wäre?“

„Napoleon Buonaparte hat sich zum Kaiser erklären lassen!“

Beethoven sprang mit einer drohenden Geberde von seinem Sessel auf.

„Was sagen Sie da?!“ schrie er den jungen Mann an. „Lassen Sie die Narrheiten!“

„Aber hier steht es schwarz auf Weiß,“ bemerkte Ries, etwas eingeschüchtert.

„In welchem Lumpenblatt?“ schrie Beethoven.

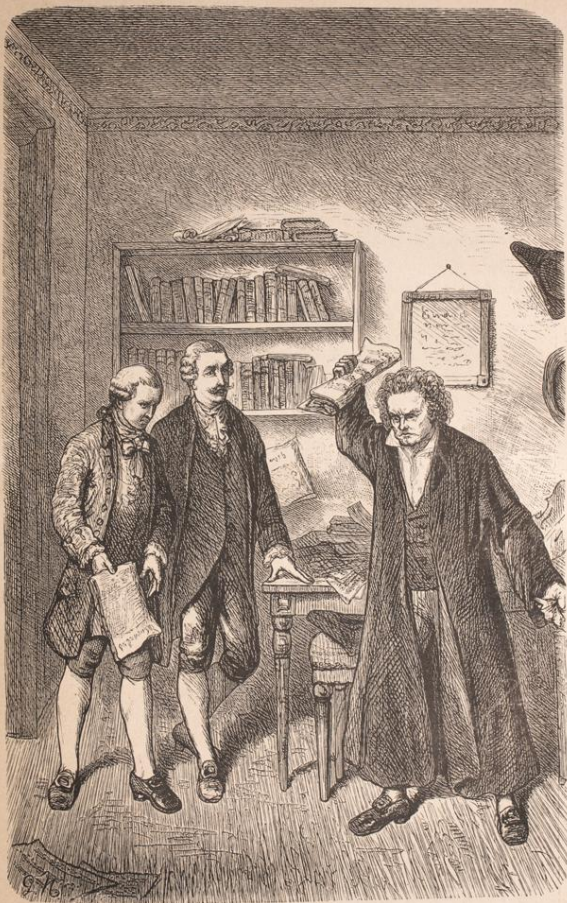
„In der Kaiserlich und Churpfalz-Bayrisch privilegierten Allgemeinen Zeitung. Lesen Sie selbst,“ versetzte Ries, mit einer gewissen Scheu vor Beethoven's Hornesausbruch die betreffende Nummer der Augsburger Allgemeinen Zeitung darreichend.

Und Beethoven las halblaut langsam:

„Der Senat, unter dem Voritze des Konsuls Cambacères, hat in seiner heutigen Sitzung (vom 18.), welcher der Konsul Lebrun beivohnte, und bei der die Minister gegenwärtig waren, das organische Senatsconsultum dekretirt, welches dem Ersten Konsul den Kaisertitel zuerkennt und die Erblichkeit der kaiserlichen Würde in seiner Familie feststellt. Er hat beschlossen, sich sofort nach St. Cloud zu verfügen, um dem Kaiser das organische Senatusconsultum zu überbringen, welcher Entschluß auch sofort zur Ausführung kam. Der Senat wurde bei seiner Ankunft alsbald zur Audienz des Kaisers zugelassen. Der Konsul Cambacères, Präsident, überreichte das Senatusconsultum dem Ersten Konsul und sagte: „Sire, das Dekret, welches der Senat eben erlassen hat, und das er nicht säumt Ew. kaiserlichen Majestät zu überreichen, ist nur der authentische Ausdruck eines schon von der Nation kund gethanen Willens. Dieses Dekret, welches Ihnen einen neuen Titel überträgt und nach Ihnen Ihrem Geschlecht dessen Erblichkeit zusichert, fügt weder Ihrem Ruhme noch Ihrem Rechte Etwas hinzu. Die höhere Benennung, die Ihnen zuerkannt wird, ist nur ein Tribut, den die Nation ihrer eigenen Würde zollt, und ihrem Bedürfniß, Ihnen täglich Zeugnisse einer Ehrfurcht und Zuneigung zu geben, die täglich wächst.“

„Das französische Volk bedient sich daher seiner Rechte, um Ew. kaiserliche Majestät eine Macht zu übertragen, die sein Interesse ihm verbietet, durch sich selbst auszuüben. Es setzt für die künftigen Geschlechter fest und vertraut durch einen feierlichen Vertrag das Glück seiner Enkel den Abkömmlingen Ihres Stammes an. Diese werden Ihren Tugenden nachschiefern. Jene werden unsere Liebe und Treue erben. Glücklich die Nation, die nach so vielen Verwirrungen und Ungewißheiten einen Mann in ihrem Schoße findet, der würdig ist, den Sturm der Leidenschaften zu legen, alle Interessen





Pfeil, Musikanten-Geschichten.

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

„Mein Freiheitsheld — ein Tyrann!“

...verpflichten, alle E  
...den dem Wohl  
...Eigentum mit  
...Kampfen aus.  
...In diesen Augen  
...der Mütter ebenfalls  
...Kampfen's Kollisions  
...Sagen Sie uns  
...Ame Uge! -  
...Kampfen... vorgeht  
...erhalten der Hirt.  
...Da wurde Vert  
...er ein Beländer, da  
...Nobetrüchtig  
...cher Er... Er,  
...gang unmäßig!  
...Ich nehme de  
...ich glauben. Ich  
...gehen... las Her  
...Geme, geme  
...Er war ein gang gen  
...man. Man wird auch  
...Hänge stehen, sich  
...Händchen werden.  
...Während er bis  
...gibt die Verfür der  
...da sich schlenderte er  
...man großend, sein fu  
...dann auf und ab.  
...Was wollte die Zon  
...Sagen Sie das W  
...Es wecket, wie meine  
...für geht nach seinem  
...den Haken langjam.  
...Händchen's Wert ab  
...aber, aber auch ein Tra

zu vergleichen, alle Stimmen zu vereinigen! Glücklich der Fürst, der seine Macht von dem Willen, dem Vertrauen und der Liebe der Bürger erhält! Der Senat ruft somit im Namen des Volkes Napoleon zum Kaiser der Franzosen aus.“

In diesem Augenblick ertönte Hufschlag. Fürst Lichnowsky kam an, um dem Meister ebenfalls die bedeutungsvolle, überraschende Nachricht von Napoleon's Kaiserproklamation zu überbringen.

„Wissen Sie auch Etwas von der großen Lüge?“ frug ihn Beethoven.

„Keine Lüge! — Napoleon, durch des Senats Gnaden, Kaiser der Franzosen . . . vorgestern, am 18. Mai, ist er als solcher ausgerufen worden,“ erwiderte der Fürst.

Da wurde Beethoven plötzlich kreidebleich und stand einige Augenblicke wie ein Betäubter, dann stieg eine dunkle Röthe in sein Gesicht.

„Niederträchtiges, feiles, knechtisches Gezäc!“ donnerte er wüthend, „aber Er . . . Er, was sagte Er dazu? Er hat es nicht angenommen . . . ganz unmöglich!“

„Ich nehme den Titel an, den Sie für den Ruhm der Nation zuträglich glauben. Ich unterwerfe der Sanction des Volkes das Erblichkeitsgesetz . . .“ las Ferdinand Ries langsam.

„Genug, genug,“ unterbrach ihn der Meister. Also auch Er . . . auch Er nur ein ganz gewöhnlicher Sterblicher. Mein Freiheitsheld — ein Tyrann! Nun wird auch Er alle Menschenrechte mit Füßen treten, nur seinem Ehrgeize fröhnen, sich herrisch über die Andern stellen und ein Tyrann der Menschheit werden.“

Während er dies sprach, trat Beethoven hastig an den Schreibtisch, ergriff die Partitur der Sinfonia eroica und riß das Titelblatt mitten durch. Das Heft schleuderte er wild zu Boden, trat mit den Füßen darauf und rannte grollend, sein buschiges Haar wie eine Löwenmähne schüttelnd, im Zimmer auf und ab.

Ries wollte die Symphonie aufheben.

„Lassen Sie das Machwerk liegen!“ herrschte er ihn an; „zertreten soll es werden, wie meine Hoffnungen!“

Er griff nach seinem Hute und eilte fort. Bestürzt folgten ihm die beiden Andern langsam.

Beethovens Wort über Napoleon erfüllte sich: Napoleon wurde ein Befreier, aber auch ein Tyrann der Menschheit!



## 4. Vereinsamt.

In das harmlose, nur der Kunst geweihte Leben Beethovens schlich sich gespensterhaft, unmerklich aus dem Dunkel hervortretend, ein Geschick, das für den Musiker das schrecklichste ist: Beethovens Gehör schwand.

An einem Frühlingstage war es, als sich Beethoven im Geleit seines jungen Zögling's Ries in der anmuthigen Flur bei Wien erging. Ries, in jugendlichem Uebermuth, machte den geliebten Lehrer darauf aufmerksam, wie lieblich der Hirtenknabe dort auf der selbstgeschnitzten Pseife von Fliederholz in die Wiesen und Büsche hineinblöte, als müsse die Natur selbst ihr Liedlein dazu geben.

Beethoven lauscht und lauscht immer gespannter, wol eine halbe Stunde lang, ohne Etwas zu vernehmen. Umsonst ist es, daß Ries, der seinen Fehlgrieff gewahr wird, ihn versichert, er vernehme auch längst nichts mehr, der Knabe müsse aufgehört haben. Beethoven wird in sich geteufelt, „außerordentlich still und finster.“ Trüb und bang ist der Rückweg Beider in die einsame Wohnung.

Das Gehörleiden wurde immer schmerzlicher. Dazu kam späterhin noch eine andere Krankheit: die Wasser sucht. Er selbst hielt trotzdem straff und tapfer am Bewußtsein seines Lebens und Schaffens fest; ja er hatte nach einer schmerzhaften Operation noch Kraute genug, auszurufen: „Besser, Wasser aus dem Bauch, als in den Nerven!“

Im Herbst 1823 ward Beethoven von der Administration des Wiener Hofoperntheaters eingeladen, seinen „Fidelio“ zu dirigiren. Beethoven war dazu bereit. Er begab sich in Schindlers Begleitung zur Probe. Aber schon bei den ersten Nummern zeigte sich die Unmöglichkeit, fortzufahren. Er nahm nicht nur die Bewegung bald schneller, bald langsamer, als Sänger und Orchester gewohnt waren, sondern es führte seine Schwerhörigkeit jenes unablässige, Alles verwirrende Zögern und Taktverschleppen herbei. Der anwesende Kapellmeister Umlauf vermittelte so lange als möglich; endlich ward die Unmöglichkeit, so fortzufahren, klar, es mußte Beethoven gesagt werden: es geht nicht. Aber wer sollte das harte Wort aussprechen? Weder Umlauf noch der Administrator Dupont, beide von Verehrung und Mitleid erfüllt, vermochten es. Zuletzt ward Beethoven auf allen Gesichtern die Verlegenheit gewahr und forderte Schindler auf, ihm aufzuschreiben, was das Alles zu bedeuten habe. Schindler that es und bat ihn, nicht weiter fortzufahren. Beethoven verließ sogleich schweigend das Orchester. Welche Gefühle er stumm in sich verschloß gegenüber diesem „Es geht nicht mehr“ — kann Jedermann ermessen.

Die letzte Ehren- und Liebesbezeugung von Seiten der Wiener erlebte er im folgenden Jahre. Gegenüber der Verwelschung der Musik, die durch Rossini hereingebrochen war, gedachte man der edlern Zeit, in der Beethoven die Geister erhoben hatte. Die Freunde des Künstlers und seiner Kunst beschloßen, ein Weihe- und Erinnerungsfest für ihn, eine Wiedererweckung der hohen Kunst zu veranstalten. Sie erließen eine Zuschrift an Beethoven und luden ihn ein, seine neuen Werke, namentlich die zweite Messe und die neunte Symphonie, „im Kreise der Seinen“ zur Aufführung zu bringen. Schindler kam nach Einhändigung der Zuschrift zu Beethoven. Er fand ihn mit dem Promemoria in der Hand. Nachdem er Schindler mitgetheilt, was sich eben zugetragen und nachdem er das Blatt nochmals durchslog, stellte er sich ans Fenster und blickte nach dem Zuge der Wolken. Errißlich war er innerlich tief bewegt. Nach langer Pause, während seine Blicke unablässig die Wolken verfolgten, wendete er sich um und sagte in ganz hohem Tone, der seine innere Bewegung verrieth: „Es ist doch recht schön! Es freut mich!“

Nicht leicht wurde es Schindler, ihn zur Annahme der Einladung zu bewegen; er hatte den Simentaumel, der sich des Publikums bemächtigt, wohl erkannt und erachtete Publikum und Künstler für Großes nicht mehr empfänglich. Dennoch sagte er zu.

Schindler übernahm das Geschäftliche. Man beschloß, daß die Aufführung auf dem Hoftheater nächst dem kärnthner Thore stattfinden solle. Große Schwierigkeiten erhoben sich durch die Versuche des Administrators D., der Kasse seines Theaters aus dem Unternehmen einen Vortheil zuzuwenden. Die Unterhandlungen wollten nicht fortrücken, weil D. sowohl als Beethoven sich hartnäckig erwiesen und obendrein täglich ihre Ansichten und Forderungen änderten. Endlich verabredeten Schindler, Graf Richnowsky und Schuppanzigh, sich zu gleicher Zeit gleichsam zufällig bei Beethoven zusammenzufinden, ihn zu bestimmten Erklärungen zu bewegen, sie niederzuschreiben und Beethoven zur Unterzeichnung zu veranlassen. Die Absicht war gut; aber sie hatten den Charakter des Freundes und seinen zur andern Natur geordneten Argwohn nicht erwogen. Beethoven merkte die Verabredung, schöpfte Verdacht und erließ folgende Absageschreiben:

„An den Grafen Moriz Richnowsky.

Falschheiten verachte ich. Besuchen Sie mich nicht mehr. Akademie (das Konzert) hat nicht statt.

Beethoven.“

„An Herrn Schuppanzigh.

Besuche Er mich nicht mehr. Ich gebe keine Akademie.

Beethoven.“

„An Herrn Schindler.

Besuchen Sie mich nicht mehr, bis ich Sie rufen lasse. Keine Akademie.  
Beethoven.“

Die Freunde waren edel genug, desungeachtet für sein Besseres zu sorgen und das Konzert nicht aufzugeben. Es fand am 7. Mai statt. Das Haus war gedrängt voll und brachte eine Einnahme von 2220 Gulden, von welcher Summe nach Abzug der bedeutenden Kosten für Beethoven nur 420 Gulden blieben.

Umlauf dirigierte das Konzert. Beethoven stand in der Mitte des Orchesters, den Rücken gegen das Publikum gewendet. Er hörte nichts von Allen, auch nicht den ungeheuern Beifallssturm am Schlusse der Symphonie. Die Sängerin Ungler mußte ihn herumdrehen, damit er den Jubel des Volkes wenigstens sehe.

Das Konzert wurde in der zweiten Hälfte des Mai wiederholt, nur mußte Beethoven sich gefallen lassen, daß die im ersten Konzert allein aufgeführten Messensätze Kyrie, Credo, Agnus und Dona wegfielen und dafür von Signor Davide Rossini's „Di tanti palpiti“, von der Sonntag eine Ronde des Merkadante, auch ein verlegenes Terzett von ihm selber aus längst vergangener Zeit eingeschoben wurde.

Der Saal war nicht zur Hälfte gefüllt. Beethoven hatte den Kunstsin des Publikums richtig beurtheilt. Seine Zeit war vorüber. Die Unsterblichkeit erwartete ihn. —

Am 2. Dezember 1826 kam Beethoven in Begleitung seines Neffen krank nach Wien zurück; er war von der Lungenentzündung ergriffen. Seine beiden früheren Aerzte, Braunhofer und Staudenhaim, wurden wiederholt vergebens gebeten, seine Behandlung zu übernehmen. Auch erhielt der Neffe Auftrag, einen Arzt herbeizuschaffen. Der Neffe zog vor, Billard spielen zu gehen. Doch fiel ihm beim Spiel der Auftrag des Oheims ein und er übertrug dem Kellner, sich nach einem Arzt für den kranken Oheim umzusehen. Dieser vergaß es. Zufällig erkrankte der Kellner selbst und mußte in die Klinik geschafft werden. Hier fiel ihm nach mehreren Tagen der Auftrag ein, den er von Beethoven's Neffen erhalten hatte. Er entledigte sich desselben und Dr. Wawruch eilte sogleich zu dem so lange hilflos Gebliebener. Es war schon zu spät.

Die vernachlässigte Krankheit war bereits in Wasserjucht umgeschlagen. Schon am 18. Dezember mußte die erste Funktion unternommen werden, am 8. und 28. Januar 1827 die zweite und dritte. Am 27. Februar fand die vierte Operation statt.

Gegen Ende des Januar hatte sich Beethoven's ehemaliger Freund,



Dr. Malfatti, bereit finden lassen, sich des Leidenden in Gemeinschaft mit Dr. Wawruch anzunehmen. Beide Aerzte gaben dem durch die drei ersten Operationen tief erschöpften Kranken zur Erweckung der Lebenskraft Punsch eis in bedeutender Menge. Seine Kraft schien sich zu heben; schon warf er die bisherige Letztüre weg und begann, gegen das Verbot der Aerzte, sich wieder geistig zu bethätigen, an einer vierhändigen Sonate weiter zu arbeiten.

Selbst bis in diese letzten Tage hinein verfolgte ihn die Sorge um seine und des Neffen Subsistenz. Er wandte sich in zwei Briefen an Moscheles und Smart, um durch sie Unterstützung von der Philharmonischen Gesellschaft in London durch ein zu seinem Vortheil zu veranstaltendes Konzert zu erhalten. Der Verein sandte ihm 100 Pfd. Sterl. und erklärte sich zu Weiterem bereit.

Eine hohe Freude wurde Beethoven durch einen seiner Verehrer bereitet: Der Harfenfabrikant Stumpf in London verehrte ihm Händel's gesammelte Werke in 40 Bänden. Das Geschenk traf ihn auf dem Sterbelager. Beethoven hatte kindliche Freude an dem Geschenk. Die Folianten mußten um sein Bett herum gelegt werden und er nahm einen um den andern in liebevoller Bewunderung zur Hand, so lange nur das Tageslicht ihm zu sehen gewährte. Der junge Sohn seines Jugendfreundes Stephan mußte ihm einen Band nach dem andern zureichen und er ward nicht müde, dem Jüngling die Züge von Schönheit und Größe vorzuzählen, die dem großen Vorgänger so überreich gelungen waren.

In diesen letzten Tagen vernahm er, Hummel werde in Wien erwartet. Der einstige Groll war längst vergessen. Er freute sich der Ankunft des Kunstgenossen und sagte: „Ach, wenn er mich doch besuchen wollte.“ — Und Hummel kam und weinte bitterlich beim Anblick der Leidensgestalt. Beethoven suchte ihn zu beruhigen, zeigte ihm ein eben erhaltenes Bild von Haydn's Geburtshaus und sprach:

„Sieh, lieber Hummel, das Geburtshaus von Haydn; heute habe ich's zum Geschenk erhalten und es macht mir große Freude. Eine schlechte Bauernhütte, in der ein so großer Mann geboren wurde.“

Hummel besuchte ihn mehrmals und sie versprachen einander, sich nächsten Sommer in Karlsbad wieder zu sehen.

Noch am 18. März war er eines seiner würdigsten Freunde, des Kaufmanns Wolfmeier, eingedenk und bestimmte, daß eine seiner letzten Kompositionen demselben als Ehrengeschenk gewidmet werde. Ueberhaupt sah er dem nahen Tode mit der Fassung eines Weisen entgegen.

Dem nahe stand ihm nun der Tod.

Es war am 24. März um  $\frac{3}{4}$  auf 1 Uhr, als der Kanzleidiener des

Hofraths von Breuning mit einem Kistchen Wein und einem Kräutertrank ins Zimmer trat. Schindler stellte dem Kranken die zwei Flaschen Nüdesheimer und den Kräutertrank auf den Tisch ans Bett. Beethoven sah sie an und sagte:

„Schade! — Schade! — Zu spät!“

Dies waren seine letzten Worte. Gleich darauf versiel er in solche Agonie, daß er keinen Laut mehr hervorbringen konnte.

Gegen Abend verlor er das Bewußtsein und begann zu phantasiren. Dies dauerte fort bis zum 25. Abends, wo schon sichtbare Spuren des Todes sich zeigten. Dennoch endete er erst am 26. März,  $\frac{1}{4}$  6 Uhr Abends.

Auf die Nachricht von Beethoven's nahendem Ende war Anselm Hüttenbrenner, ein Musikfreund und Komponist, der Beethoven, ohne ihn persönlich zu kennen, hoch verehrte und innig liebte, herbeigeeilt, ihn noch einmal zu sehen. Schindler und Stephan von Breuning waren Nachmittags gegangen, in Liebespflicht das Grab zu besorgen. Hüttenbrenner blieb zurück und war Zeuge von Beethoven's letztem Athemzuge. Der Geist entfloß unter einem fürchtbaren Gewittersturm, der das Firmament durchtoste.

Hüttenbrenner schloß dem Entseelten die Augen. Als die beiden Freunde vom traurigen Pflichtwege zurückkehrten, hatte der Gegenstand ihrer Liebe den harten Kampf vollendet. Sie dankten mit lauter Stimme Gott, als Jener bei der Rückkehr ihnen zurief: „Es ist vollbracht!“

Am 29. März erfolgte die feierliche Bestattung des Heimgegangenen — ein Jahr später, am 29. März 1828, wurde das Grab mit einem einfachen Denkmal bezeichnet. Ein Trauerchor sang nach einer Weise des Geschiedenen:

Du, dem nie im Leben  
Ruhkätt' ward und Herd und Haus:  
Ruhe nun im stillen  
Grabe, nun im Tode aus!

